



zur debatte

3/2018

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



4
BR-Intendant Ulrich Wilhelm hielt die Laudatio auf die Träger des Ökumenischen Preises



9
Die Fernsehjournalistin Dr. Sabine Rauh moderierte das Gespräch der Preisträger



13
Profi-Bergsteiger Thomas Huber begeisterte die Zuhörer, machte sie aber auch nachdenklich



13
Am Kletterseil und auch beim Gespräch eine gute Figur: Bischof Gregor Maria Hanke OSB von Eichstätt



19
Prof. Dr. Heinz Bude fragte, was die Schule zur Gesellschaft beitragen kann?



25
Wie Martin Luther zu Herrschaft und Gewalt stand, analysierte Prof. Dr. Klaus Unterburger



31
Prof. Dr. Klaus Zierer zeigte, welche Perspektiven Wilhelm von Humboldt heute noch für Bildung bietet



46
Dr. Veronika Weidner stellte die zentralen Thesen ihrer ausgezeichneten Dissertation vor

Ökumenischer Preis 2017



Fotos (29): Robert Kiderle

Die Preisträger mit BR-Intendant Ulrich Wilhelm (li.) und Akademiendirektor Dr. Florian Schuller.

Die Katholische Akademie Bayern verlieh am 18. Dezember 2017 ihren Ökumenischen Preis an Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, und Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising. In seiner Laudatio würdigte BR-Intendant Ulrich Wilhelm die

beiden Bischöfe als „Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“. Beide hätten eine neue Komponente in die Ökumene eingebracht, „die Ökumene der Freundschaft“. In einem Gespräch, das Sie neben Begrüßung und Laudatio im Folgenden abgedruckt finden, erläuterten die Preisträger, wie sie Ökumene verstehen.

Eine Ökumene der „geistlichen Freundschaft“

Florian Schuller

I.

Der Schriftsteller Max Frisch pflegte mit Vorliebe Fragebögen zu erstellen. Bei einem lautet die erste Frage: „Halten Sie sich für einen guten Freund?“ Sie alle, davon gehe ich aus, würden mit „Ja“ antworten.

Nicht zuletzt deshalb haben Sie sich wohl hier eingefunden, oder nehmen – wie und wo auch immer – per Liveschaltung des Bayerischen Fernsehens oder des Hörfunks unter B5plus teil, weil Sie ein guter Freund, eine gute Freundin sind der Katholischen Akademie Bayern, und/oder der Ökumene, und/oder im Speziellen der beiden Preisträger, um die es heute Mittag geht. Sie alle heiße ich sehr herzlich willkommen.

Kirchlich war 2017 geprägt vom Gedenken an den entscheidenden Impuls Martin Luthers 1517. Mit einigem Abstand zu heute dürfte es aber ziemlich spannend werden, den unterschiedlichen Erwartungen oder Befürchtungen im zeitlichen Vorfeld nachzugehen, genauso wie den konkreten Wahrnehmungen während des Jahres und den Resümees jetzt gegen Ende. Die Spannweite ist dabei jeweils sehr groß.

II.

Wir hier in der Katholischen Akademie Bayern wollen weder Jubelrufe auslösen noch ebensolche mies machen, weder Kritik aus ganz unterschiedlichen konfessionellen Richtungen oder innerkirchlichen Strömungen verdrängen noch welche verstärken, weder Bilanz ziehen noch Forderungen nach weiteren Konse-

quenzen formulieren. Dies wird, sauber reflektiert, vielerorts geleistet.

Unser Anliegen, heute den Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie Bayern zu verleihen, hat einen bescheideneren Grund. Wir wollen ein Geschehen in Erinnerung rufen, das einerseits deutlich vor Augen steht, dessen Weiterungen aber andererseits unserer Einschätzung nach bisher viel zu wenig in den Blick gerückt wurden. Ich bezeichne es mit dem alten Begriff der „geistlichen Freundschaft“.

Je weiter nämlich das Gedenkjahr 2017 vorangeschritten war, um so mehr wurden Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Kardinal Reinhard Marx bei Gottesdiensten, sonstigen Auftritten oder bei Wortmeldungen als ökumenisches Paar wahrgenommen. Und mit der Zeit wurde deutlich, dass da nicht nur die Chemie zwischen beiden stimmte, sondern tatsächlich so etwas wie echte menschliche Freundschaft entstanden war und sich immer mehr vertiefte.

Dies passierte aber, so nicht nur mein persönlicher Eindruck, auch vielerorts, wo sich in diesem Gedenkjahr katholische und evangelische Christen trafen, zum Beispiel aus benachbarten Pfarrgemeinden, die bis dahin nebeneinander her lebten. Bei all diesen persönlichen Begegnungen wird nun aber eine allgemeinere Herausforderung deutlich – in der heutigen kulturellen, kirchlichen, religiösen Grundsituation.

III.

Denn dass klassische, gewachsene Strukturen, die bisher ausschlaggebend

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Die letzte Nummer 2-2018 unserer „debatte“ hatte viele farbige Illustrationen aufgewiesen. Die zweite Besonderheit war, dass es – neben „Menschenbild(er) der Reformationszeit“ – nur ein großes zentrales Thema gab: „Schöpfung“. In dieser Ausgabe 3-2018 ist es nun genau umgekehrt.

Gedruckt ganz klassisch in Schwarz-Weiß, präsentiert sie diesmal einen bunten Strauß ziemlich unterschiedlicher Themen. Das Spektrum reicht vom viel beachteten und live im BR übertragenen Ökumenischen Preis 2017 bis zu Wilhelm von Humboldt, vom Akademiegespräch mit Bundeswehroffizieren über Herrschaft und Gewalt oder einem Bericht über die Treffen mit „Young Professionals“ bis zum Respekt in der Schule, von der Frage nach dem Westen bzw. dem christlichen Abendland bis zum Lyriker Christian Lehnert, von der „Verborgenheit Gottes“ bis zu einem „Bischof am Kletterseil“.

Diese bunte thematische Palette reizte mich nun, im berühmten „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm einmal nachzusehen, was die beiden denn zum Wort „bunt“ zusammengetragen hätten. Da fand ich dann unter anderem: „eine menschenmenge, wie sie lärmt, wühlt und tobt, erscheint auch bunt und gemischt in farben, vielartig in gesinnung; das leben, die zeit rauscht in bunten bildern vorüber: was nur immer in einem bunten, rauschenden leben vorkommen mag.“

Ja, diese Umschreibungen, besser: diese Beispiele von „bunt“ könnten eigentlich, so zog es mir durch den Sinn, ziemlich umfassend beschreiben, welchen Fragestellungen sich eine Akademie zu stellen hat: nämlich der „Menschenmenge, vielartig in Gesinnung“, dem Leben, der Zeit, die „in bunten Bildern vorüberrauschen“.

Angesichts des in diesem Sinne bunten Treibens des Lebens und der Menschen könnte man dann auch – um noch einmal den Jubilar des Jahres 2017 in Erinnerung zu rufen – an Martin Luthers Spruch aus seinen Tischreden denken: „Unser Herrgott macht seinen Willen sehr bunt und kraus, dass sich schier niemand drein schicken kann“. Und schon wäre man mitten in zentralen theologischen Überlegungen.

Sie sehen, in welche Höhen (oder Abgründe) ein simpler erster Blick in das Inhaltsverzeichnis unserer „debatte“ führen kann. Und auch, in welche Gelassenheit. Ein Sinnspruch im „West-Östlichen Divan“ Johann Wolfgang von Goethes lautet: „Welch eine bunte Gemeinde! / An Gottes Tisch sitzen Freund' und Feinde.“

Ihnen viele bunte, aufbauende Lebens- und Leseerfahrungen,

Ihr

Dr. Florian Schuller

waren für die Glaubenspraxis, für das Zeugnis des Glaubens in der Öffentlichkeit, zunehmend unter Druck geraten, ist inzwischen Allgemeingut: es betrifft territoriale Pfarrstrukturen, Familien, auch kirchliche Verbände oder Vereine, die Kirchen selbst als Großinstitutionen. Eine individualisierte, personalisierte Lebensgestaltung, Lebensdeutung und Lebensbewältigung macht für den christlichen Glauben neue Formen von Gemeinschaft nötig, ohne natürlich die bisherigen zu ersetzen. Und zu den neuen Formen werden nicht zuletzt auch Formen freundschaftlicher Verbundenheit gehören, gehören müssen.

Eigentlich böte dazu christliche Identität eine fundamentale Offenheit. Während es nämlich für Philosophie und Religionen der Antike undenkbar gewesen wäre, mit Göttern oder der Gottheit Freundschaft eingehen zu können, heißt es gerade in jenem Johannesevangelium, das die göttliche Hoheit Jesu stark betont: „Ich habe euch Freunde genannt.“

IV.

Wenn man dann anfängt, nachzudenken, was Freundschaft eigentlich sei, kommt man um den alten Römer Marcus Tullius Cicero nicht herum. Im ersten Jahrhundert vor Christus hat er – selber über 60 Jahre alt – seinem Freund Atticus eine Schrift, einen Dialog gewidmet: „*Laelius de amicitia*“, „*Laelius über die Freundschaft*“. Es wurde das abendländische Grundlagenwerk zum Thema. Und so blättere ich diesen Dialog Ciceros durch, blicke natürlich zunächst gleich auf die beiden Preisträger und finde bei Cicero die

Eine individualisierte, personalisierte Lebensgestaltung und Lebensbedeutung und Lebensbewältigung macht für den christlichen Glauben neue Formen von Gemeinschaft nötig, ohne natürlich die bisherigen zu ersetzen.

Überlegung, dass sich Macht, hohe Stellung und Freundschaft meistens ausschließen. „So erklärt es sich, dass man wahre Freundschaft nur schwer bei Männern antrifft, die hohe Ämter innehaben oder überhaupt im öffentlichen Leben stehen.“ (17/64)

Dass dies trotzdem bei Ihnen beiden möglich war, freut uns besonders und wir sind dankbar, dass wir Sie heute hier haben: Sehr verehrter Herr Kardinal Reinhard Marx, eskortiert von Kardinal Friedrich Wetter und allen Repräsentanten der bayerischen Diözesen und katholischen Institutionen. Und Sie, sehr verehrter Herr Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, eskortiert von Ihrer Familie und Ihrem Vorgänger zusammen mit Dr. Irmgard Schwaetzer, Präses der Synode der EKD, und Dr. Annethrin Preidel, Präsidentin der Landessynode Bayern, sowie allen Repräsentanten lebendiger Reformationsgeschichte. Ganz herzlich willkommen!

V.

Bei Cicero finde ich: „Was ist denn angenehmer, als jemanden zu haben, mit dem du dich vertrauen kannst, alles so zu bereden wie mit dir selbst?“ (6/22) Heute zeigt sich als ein solcher Freund der Intendant des Bayerischen Rundfunks, Ulrich Wilhelm, der in seiner Laudatio mit den beiden Preisträgern wie mit sich selbst ins Gespräch kommen wird. Intensiven Dank dafür schon jetzt! Und Frau



In der ersten Reihe: Dr. Annethrin Preidel, Präsidentin der Landessynode der ELKB, Dr. Irmgard Schwaetzer, Präses der Synode der EKD, Herzog Franz von Bayern und Friedrich Kardinal Wetter (v. l. n. r.).

Dr. Sabine Rauh wird dann diesen Blick in die Herzen beider noch vertiefen.

Cicero meint: „Zu einer guten Freundschaft gehört es, zu ermahnen und sich ermahnen zu lassen. Das eine muss man freimütig tun, aber nicht verletzend, das andere gilt es geduldig hinzunehmen, ohne Widerstreben.“ (25/91) Dieser Freimut und diese Geduld sei allen Vertretern aus dem weiten Bereich der Ökumene zugesprochen, die den beiden Preisträgern hier an diesem Tag die Ehre geben: den Vertretern der Orthodoxie und der orientalischen Kirchen neben denen der evangelischen und katholischen Tradition, eingeschlossen mit besonderer Nähe die Ökumene mit den Juden.

Aber eine echte Freundschaft ist auch Gefahren ausgesetzt, warnt Cicero: „Denn es käme öfter vor, dass etwas nicht für beide förderlich sei, oder man habe nicht die gleiche politische Überzeugung.“ (10/33) Dies gibt mir Gelegenheit, alle Politikerinnen und Politiker willkommen zu heißen, Danke für Ihre so zahlreiche und diesen Preis bestätigende Präsenz.

Weiter mit Cicero, der lobt als besonders gut „Menschen, die sich so verhalten, so leben, dass ihr Rechtsgefühl und ihre edle Gesinnung erprobt sind, bei denen sich keine Skrupellosigkeit findet und die ihre Charakterfestigkeit unter Beweis stellen“ (5/19). Mit diesen Charakteristika von „Rechtsgefühl“, „edler Gesinnung“ und „Charakterfestigkeit“ begrüße ich alle Vertreter der Wissenschaft und der Kultur, der Justiz und der staatlichen Verwaltung, der Polizei und der Bundeswehr.

Bei Cicero findet sich auch eine bündige Definition von Freundschaft. Sie lautet: „Es ist nämlich die Freundschaft nichts anderes als Übereinstimmung in allen göttlichen und menschlichen Dingen, verbunden mit Sympathie und Liebe.“ (6/20) Den Begriff „Übereinstimmung“, „consensio“, wörtlich „Zusammenfühlen“ nehme ich zum Anlass, dem Philharmonischen Chor München unter der Leitung von Professor Andreas Herrmann sehr herzlich dafür zu danken, dass dessen musikalisches Zusammenfühlen“, dessen „consensio harmonica“ uns freund-



Kardinal Reinhard Marx begrüßt Dr. Christian Schaller, stellv. Direktor des Instituts Papst Benedikt XVI. in Regensburg.



Der Theologe und Philosoph Prof. Dr. Richard Heinzmann (re.) im Austausch mit dem Orientalisten Prof. Dr. Georges Tamer.

schaftlich und musikalisch durch die Feststunde begleitet.

Dann lande ich in meiner Cicero-Lektüre beim Satz: „Unter Freunden soll, wenn ihre sittliche Haltung ohne Zweifel ist, in allen Angelegenheiten, Plänen und Vorhaben ausnahmslos Gemeinsamkeit bestehen.“ (17/61) Diesen Satz will ich auf die Mitglieder unserer Akademieleitung münzen. „Ohne Zweifel“ haben wir in den „Plänen und Vorhaben“ dieses Ökumenischen Preises „ausnahmslos Gemeinsamkeit“ gepflegt“. Danke dafür!

Ein letztes Zitat des Römers Cicero: „Würdig der Freundschaft sind die, deren Persönlichkeit der Grund dafür ist, dass man sie liebt. Eine seltene Gattung! Rarum genus!“ (21/79) Lassen Sie mich mit dieser Einschätzung in hohem Respekt auf Sie alle blicken. Und weil die Zeit es nicht erlaubte, die vielen Namen der Anwesenden einzeln zu würdigen, das tun, was wir hier bei uns in Bayern sehr gerne tun: ich begrüße Herzog Franz von Bayern und stellvertretend mit ihm und in ihm nochmals Sie alle.

VI.

Es gibt noch einen zweiten Autor, über den man in einer solchen Stunde nachdenken muss, den Zisterzienser Aelred von Rieval aus dem 12. Jahrhundert. Der hat ebenfalls einen Dialog geschrieben, mit dem Titel „*de spiritali amicitia*“, „von der geistlichen Freundschaft“, und betont gleich auf der ersten Seite, wie intensiv er sich zu diesem Thema mit Cicero auseinandersetzen musste. Bekanntlich, sehr verehrter Herr Landesbischof, war der Zisterzienser Bernhard von Clairvaux jener Mönch, den Martin Luther zeitlebens verehrte. Der evangelische Berliner Kirchenhistoriker Christoph Marksches hat an mehr als 800 Stellen der Schriften des Reformators Zitate von Bernhard gefunden.

In Bernhards Tradition schreibt Aelred von Rieval seine Betrachtungen zur geistlichen Freundschaft: „Ecce ego et tu et spero, quod tertius inter nos Christus sit.“ „Ich und du – und ich hoffe, dass der Dritte zwischen uns Christus sei.“



Domdekan Prälat Dr. Lorenz Wolf, Leiter des Katholischen Büros in Bayern und Mitglied der Akademielei-

tung, mit Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und seiner Frau Debora Bedford-Strohm.

VII.

Darum geht es bei geistlicher Freundschaft, die mehr sein soll als rein menschliche Freundschaft. Dass jener Dritte lebendig sei in Ihrer Freundschaft, sehr verehrter Herr Kardinal und sehr verehrter Herr Landesbischof, ist mein, ist unser aller Wunsch.

Sie hätten dazu ein berühmtes Vorbild aus der Zeit der Kirchenväter im 4. Jahrhundert – jene Freundschaft zwischen den beiden Bischöfen Gregor von Nazianz und Basilius dem Großen. Gregor formulierte es so: „Der eine hatte diesen, der andere jenen Zunamen. Er hat ihn von den Eltern geerbt oder ihn durch eigenes Mühen und Arbeiten erworben. Uns aber war es die eine große Wirklichkeit und der eine große Name: Christen zu sein und Christen zu heißen.“

VIII.

Hohe Festversammlung, wir stehen wenige Tage vor Weihnachten. In der klassischen Liturgie des Stundengebetes werden die sieben letzten Tage vor dem Heiligen Abend geprägt von den sogenannten „O-Antiphonen“. Mit dem Auftaktruf „O“ wird jeweils ein alttestamentliches Bild in Erinnerung gerufen, von dem her dann Jesus verstanden wird, der kommen möge, uns zu erlösen: „O Weisheit“, oder „O Wurzel Jesse“, „O Morgenstern“.

Heute am 18. Dezember lautet diese Antiphon: „O Adonai et Dux domus Israel, qui Moysi in igne flammae rubi apparuisti, et ei in Sina legem dedisti.“

*„Ich und du – und ich hoffe, dass der Dritte zwischen uns Christus sei.“
Darum geht es bei geistlicher Freundschaft, die mehr sein soll als rein menschliche Freundschaft.“*

veni ad redimendum nos in brachio extento.“ Auf Deutsch: „O Herr und Führer des Hauses Israel, im flammenden Dornbusch bist du dem Mose erschienen und hast ihm auf dem Berg das Gesetz gegeben: o komm und befreie uns mit ausgestrecktem Arm.“

Im Buch Exodus/2. Buch Mose, 33, 11 heißt es: „Der HERR aber redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.“ Er, der im brennenden Dornbusch und auf dem Berg Sinai dem Mose erschien. Ein Gespräch zwischen Freunden. Der Dritte in geistlicher Freundschaft unter Glaubenden.

IX.

Liebe Mitmenschen, ein letztes Zitat von Cicero: „Wie viele Ziegen und Schafe einer hat, das weiß jeder genau, wie viele Freunde aber, das kann er nicht sagen.“ (17/62) Vielleicht könnte es ja für jeden von uns ein Vorsatz im kommenden Jahr sein, einmal daraufhin die eigenen ökumenischen Kontakte genauer anzusehen. Und da könnte man dann die Frage Nummer acht aus dem eingangs erwähnten Fragebogen von Max Frisch hinzunehmen, die lautet: „Ist es schon vorgekommen, dass Sie überhaupt gar keine (ich füge hinzu: ökumenische) Freundschaft hatten, oder setzen Sie dann ihre diesbezüglichen Ansprüche einfach herab?“ □

Themen „zur debatte“

Editorial	2
Ökumenischer Preis 2017	
Eine Ökumene der „geistlichen Freundschaft“ Florian Schuller	1
Ein wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen Ulrich Wilhelm	4
Gespräch mit den Preisträgern	7
Der Bischof am Kletterseil	
13	
Respekt?!	
Was die Schule zur Gesellschaft beitragen kann? Heinz Bude	19
Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding	
Christian Lehnert	
Eine Einleitung Albert von Schirnding	23
Herrschaft, Gewalt, Krieg	
Rückfragen an Martin Luther Klaus Unterburger	25
Young Professionals im Jahr 2017	
Ein Bericht von Astrid Schilling	30
Humboldt Revisited	
Wilhelm von Humboldt. Perspektiven und Fragestellungen seines Bildungsverständnisses heute Klaus Zierer	31
Bildung unter dem Joch von Wirtschaftlichkeit?	33
Was ist der „Westen“?	
Auch eine Diskussion zum „Abendland“	37
Kardinal Wetter Preis 2017	
43	
Begrüßung durch den Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät Andreas Wollbold	43
Grußwort des Präsidenten der Ludwig-Maximilians-Universität Bernd Huber	44
Laudatio auf Veronika Weidner Armin Kreiner	45
Die Preisträgerin im Gespräch	46
Impressum	29

Ein wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen

Ulrich Wilhelm

I.

War's das schon? Das Jahr des 500. Gedenkens der Reformation? „Kein Fortschritt“ – so haben manche Beobachter nach dem Reformationstag, dem 31. Oktober, diagnostiziert. Die Kirchen hätten das Jubiläumsjahr nicht dazu nutzen können, um die Ökumene voranzubringen. Anderswo las ich:

„Kuscheln ja“ – wohl bezogen auf die beiden Preisträger, die wir heute ehren, „miteinander gehen aber wohl nicht.“ Dabei wurde die Frage, was das Jahr denn nun gebracht hat, meist zugespitzt auf das Gemeinsame Abendmahl, das ja nach wie vor nicht möglich ist.

Ich glaube, diese Einschätzungen sind kurzichtig. Sie übersehen zum einen, dass Kirche es stets mit einem langen Atem zu tun hat. Sie übersehen zum anderen, welche wichtige Impulse dieses Reformationsgedenken gebracht hat: Impulse, die noch vor wenigen Jahren undenkbar waren. Ich erinnere an den gemeinsamen lutherisch-katholischen Gottesdienst im schwedischen Lund mit Papst Franziskus oder die Versöhnungsgottesdienste, die Katholiken und Protestanten in den vergangenen Monaten an zahlreichen Orten gefeiert haben.

Wer trotz allem nicht zu erkennen vermag, dass das Jahr 2017 wirklich ein besonderes Jubiläumsjahr war, der möge einen kurzen Blick in die Geschichte werfen. 1617, also hundert Jahre nach dem Thesenanschlag in Wittenberg, feierten die Protestanten ein antikatholisches Glaubensfest, bei dem Martin Luther als Werkzeug Gottes im Kampf gegen den Antichristen herausgestellt wurde – der Antichrist war natürlich niemand anders als der Papst. Die Gläubigen sollten, so ist es aus lutherischen Gebieten überliefert, ermahnt werden, „Gott für das Geschenk der Reformation zu danken, die Gottesdienste eifriger zu besuchen und sich vor Irrlehren und dem Übertritt zum Katholizismus oder

auch – reformierte Zuhörer mögen aufmerken – dem Calvinismus zu hüten.“

1717 war man nicht mehr ganz so offensiv: Auf Beschimpfungen des zeitgenössischen Papsttums sollte verzichtet werden, um der seit Ende des Dreißigjährigen Krieges geltenden Friedenspflicht zwischen den Konfessionen Genüge zu leisten. An der grundsätzlichen und heftigen Ablehnung anderer Konfessionen hatte sich aber nichts geändert, und das blieb bis ins 20. Jahrhundert so.

Wiederum 100 Jahre später, 1817, wurde das Lutherjubiläum politischer. Angesichts des Sieges über Napoleon kam die nationale Ausrichtung in den Vordergrund: Luther wurde als deutscher Held gefeiert, auf dem Wartburgfest als patriotische Galionsfigur beschworen. An manchen Feiern wirkten zwar erstmals Katholiken mit, gerade dort, wo Luther als „Aufklärer“ gerühmt wurde. Doch es kamen – wie dann noch einmal 100 Jahre später, im Ersten Weltkrieg – neue abgrenzende Aufladungen des Gedenkens hinzu: Da sollte Luther als der „Mann aus Erz“ das nationale Selbstbewusstsein und die Soldaten an der Front gegen die Feinde Deutschlands stärken.

Die Vorbereitungen für das 500. Reformationsjubiläum in diesem Jahr waren dagegen von einem frischen Geist der Gemeinsamkeit geprägt. Bereits im Vorfeld hatte die „Internationale Lutherisch/Römisch-katholische Kommission für die Einheit“ das Papier „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ herausgegeben, das in fünf ökumenischen Imperativen mündet. Da heißt es: „Die Gründe dafür, den Glauben der Anderen gegenseitig zu verurteilen, sind hinfällig geworden. So sollen Katholiken und Lutheraner immer von der Perspektive der Einheit und nicht von der Perspektive der Spaltung ausgehen, um das zu stärken, was sie gemeinsam haben, auch wenn es viel leichter ist, die Unterschiede zu sehen und zu erfahren.“



Die Laudatio auf die Preisträger hielt der BR-Intendant Ulrich Wilhelm.

II.

Papier ist, wie man so schön sagt, geduldig. Und ob solche ökumenischen Imperative gelebt werden, hängt vor allem von den Menschen, den handelnden Personen ab. Womit ich bei den beiden Preisträgern des Ökumenischen Preises 2017 bin: Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Reinhard Kardinal Marx. Sie sind – ich vermag es nicht anders zu sagen – ein wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen.

Das beginnt ja schon damit, dass beide hier in München zuhause sind und der Weg vom einen zum anderen nur einige Hundert Meter beträgt. Doch auch kurze Entfernungen muss man gehen wollen. Muss man nutzen. Und genau das haben Heinrich Bedford-

Strohm und Reinhard Marx getan: Sie haben ein ganz starkes Zeugnis gegeben, ein Zeugnis des Glaubens und ein menschliches Zeugnis. Sie sind immer wieder gemeinsam in der Öffentlichkeit aufgetreten, haben gemeinsam Gottesdienste gefeiert, und sie haben aus dem Streit, ob man das Reformationsjahr denn nun *feiern* könne oder ob man doch eher der Kirchenspaltung *gedenken* müsse, unerwartet etwas Neues und Gemeinsames gemacht: ein Christusfest. Man wollte nicht Luther feiern – wie in früheren Jahrhunderten, was ja häufig nur hieß, Luther für die eigene Position zu vereinnahmen, nein, man wollte wie Luther Christus feiern.

Zum Reformationstag vor wenigen Wochen haben Sie beide einen gemeinsamen Beitrag für die Wochenzeitung „Die Zeit“ geschrieben. Sie betonten



Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher, Präsident der Hochschule für Philosophie München (li), und Dr. Siegfried

Grillmeyer, Direktor des Caritas-Pirchheimer-Hauses in Nürnberg, der Akademie der Erzdiözese Bamberg.



Inge Broy, die theologische Referentin von Kardinal Marx, im Gespräch mit Prof. Dr. Werner Weidenfeld, Direktor

des Centrums für angewandte Politikforschung und Mitglied der Akademieleitung.

darin, dass 2017 kein Schlusspunkt für die Ökumene sei, sondern ein Doppelpunkt. Und Sie verpflichten sich, insbesondere der Frage nach der sichtbaren Einheit der Kirche nachzugehen und zu klären, was sie bedeutet.

Neben den grundsätzlichen theologischen Fragen ist der Beitrag vor allem geprägt vom persönlichen Miteinander unserer beiden Preisträger. Sie schreiben – unter einem Foto, das beide zeigt, wie sie sich freundschaftlich die Hände reichen: „Uns verbindet persönlich eine Freundschaft, die sich durch unseren gemeinsamen Weg verstärkt hat.“

Ich glaube, diese Freundschaft hat dieses Jahr ebenso, und für viele Menschen vielleicht sogar eindrücklicher geprägt als die vielen substanziellen theologischen Beiträge. Erlauben Sie mir, mit Ihnen einen Gedanken zu teilen, der mir mit Blick auf Reinhard Kardinal Marx und Heinrich Bedford-Strohm gekommen ist. Um etwas Bedeutsames zu erreichen, muss es zweifellos einen richtigen Zeitpunkt geben – das ist, wenn man so will, eine notwendige Bedingung. Doch es braucht auch Menschen, die aus einem richtigen Zeitpunkt etwas machen. Denken Sie nur an Helmut Kohl und Michail Gorbatschow, die eine historische Möglichkeit genutzt haben. Diese wohl aber nur deshalb nutzen konnten, weil sie sich gegenseitig vertrauten. So entscheidend die historischen Umstände sind – ohne Vertrauen geht es nicht. Sie, sehr verehrte Preisträger, haben eine neue Komponente in die Ökumene eingebracht – die Ökumene der Freundschaft – und ich habe das Gefühl, Papst Franziskus könnte in Ihrem Bunde der Dritte sein.

Diese Freundschaft hat manchmal sogar für Irritationen gesorgt – Sie haben es in Ihrem Beitrag in der „Zeit“ direkt angesprochen: „Das wird uns zuweilen sogar vorgeworfen, als ob wir damit die strittigen Punkte der Ökumene einfach nur beruhigen wollten. Aber gerade das ist nicht der Fall. Freundschaft ist Ausdruck wechselseitigen Respekts in einer Balance von Nähe und Distanz, die vom gegenseitigen Wohlwollen getragen ist und nach Eintracht strebt. Ohne Freundschaft gibt es kein Verstehen.“

Das zeigt: Freundschaft bedeutet nicht Einförmigkeit. Sie haben in den vergangenen Monaten auch unterschiedliche Positionen vertreten, beispielsweise bei der Diskussion um die

„Ehe für alle“. Aber Sie haben das stets in großem Respekt voreinander getan.

Und damit folgen Sie dem Apostel Paulus, der im Brief an die Philipper schrieb, die Gläubigen sollten doch „eines Sinnes sein, einander in Liebe verbunden, einmütig und einträchtig.“ Diese Aufforderung zur Einmütigkeit macht ja gerade erst dann Sinn, wenn Menschen verschiedene Meinungen vertreten, wenn sie also nicht ohnehin schon einer Meinung sind – was, wenn ich das als Nicht-Theologe sagen darf – offenbar auch schon in der ersten Christenheit ein Thema war.

III.

So zeigt das konkrete Beispiel unserer beiden Preisträger: Christen können in der Öffentlichkeit gemeinsam auftreten, auch wenn sie verschiedenen Konfessionen angehören und in bestimmten theologischen und ethischen Fragen unterschiedlicher Auffassung sind. Mit ihrem Miteinander sind Heinrich Bedford-Strohm und Reinhard Marx durchaus auch Risiken eingegangen. Manche Gläubige in Ihren Kirchen treibt die Frage um, ob Sie mit Ihrem „Kuschelkurs“, ich habe das Wort aus der Presse schon zitiert, nicht das jeweils eigene Profil aufs Spiel setzen. Ob die eigene Identität der Konfession nicht verloren zu gehen droht. Dieser Kritik sind Theologen mit dem Hinweis auf die Heilige Schrift begegnet, insbesondere auf jene Stelle im Johannes-Evangelium, der zufolge Jesus für die Einheit seiner Nachfolger gebetet hat – „auf dass sie alle eins seien“.

Sie selbst haben deutlich gemacht, dass es Ihnen bei allem Bemühen um Einheit nicht um eine „Einheitssuppe“ geht, nicht darum, vorhandene Differenzen auszublenden. „Undeutlichkeit nützt der Einheit nichts“, so hat es auch der frühere EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber gesagt: Einheit dürfe eben nicht als Uniformität und Verschiedenheit nicht als Verzicht auf Gemeinschaft verstanden werden. Doch auf der Basis der gemeinsamen Überlieferung ringen Sie darum, welche Ausdrucksformen dem christlichen Glauben angemessen sind.

Das drückt ja letztlich auch das Wort von der „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ aus, das Sie als Ziel für das Miteinander der Kirchen ausgegeben haben. Dabei haben Sie wohl auch in Papst Franziskus einen Mitstreiter, der



Der Philharmonische Chor unter der Leitung von Professor Andreas Herrmann gestaltete die Preisverleihung musikalisch. Auf dem Programm standen unter anderem Werke von Debussy, Distler und Ligeti.



Christian Weiser von „Wir sind Kirche“ (li.) und Dr. Karl Eder, der Geschäftsführer des Landeskomitees der Katholiken in Bayern.



Studienleiterin Dr. Astrid Schilling begrüßt Professor Hans-Jürgen Drescher, den Präsidenten der Bayerischen Theaterakademie August Everding.

Im Hintergrund Dr. Paul Siebertz, Ordentliches Mitglied im Verein der Freunde und Gönner.



Herzog Franz von Bayern, auch er ist Mitglied der Akademieleitung, im freundlichen Austausch mit Vertretern der

orthodoxen und orientalischen Kirchen, die zahlreich zum Festakt gekommen waren.

Preisbegründung

Die „Ökumenische Stiftung der Katholischen Akademie in Bayern“ wurde von Rechtsanwalt Hanns Gierlichs (1907-1993) zum Andenken an seine Eltern Wilhelm und Antonie Gierlichs errichtet. Ihre Zweckbestimmung ist „die Förderung der Una-Sancta-Bewegung“ durch die Verleihung von Anerkennungspreisen „für erbrachte Leistungen zur Förderung der Ökumene im Sinne Karl Rahners im Verhältnis der katholischen Kirche zu den Kirchen der Reformation“.

Das Gedenkjahr 2017 ist, letztlich unerwartet, zu einem Christusfest geworden. Neben Buß- und Bittgottesdiensten, wissenschaftlichen Tagungen, gegenseitigen Besuchen oder unzähligen Begegnungen von Christinnen und Christen vor Ort haben sich vor allem die gemeinsamen Gebete und Auftritte, Reden und Zeichen der beiden von München aus wirkenden Repräsentanten der Evangelischen Kirche Deutschlands und der katholischen Kirche eingepreßt.

Reinhard Kardinal Marx, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, und Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Vorsitzender des Rates der

Evangelischen Kirche in Deutschland, wurden immer mehr zu ökumenischen Symbolgestalten. Auf der Basis menschlicher und gläubiger Verbundenheit bezeugen sie öffentlich trotz bleibender Unterschiede bei theologischen oder ethischen Überzeugungen vor allem den gemeinsamen Glauben aller Christen.

So stehen am Ende des Gedenkjahres 2017 und im Blick voraus der Landesbischof und der Kardinal für jene Wahrheit, die der Augustiner-Chorherr und Mystiker Thomas a Kempis in den letzten Jahrzehnten der noch ungeteilten westlichen Christenheit so formuliert hat:

„Sine amico non potes bene vivere. Et si Jesus non fuerit tibi prae omnibus amicus, eris nimis tristis et desolatus.“
(Imitatio Christi II 8, 18)
„Ohne Freund kann man nicht gut leben. Und wäre nicht Jesus dir vor allen anderen ein Freund, dann wärest du allzu traurig und verzweifelt.“

Dieses gemeinsame Zeugnis würdigt die Katholische Akademie Bayern mit ihrem Ökumenischen Preis 2017.

bereits vor einem Jahr betonte: „Das, was uns eint, ist viel mehr als das, was uns trennt.“

Mir scheint, dass unsere von zunehmender Spaltung und Polarisierung stark belasteten Gesellschaften in Europa und den USA etwas von dem besonderen Miteinander lernen können, das die beiden Preisträger kennzeichnet. Jede freiheitliche Gesellschaft ist geprägt vom Pluralismus: dass unterschiedliche Meinungen vertreten werden, ist also nichts Negatives, sondern gehört konstitutiv zum Konzept des Pluralismus. „Demokrati- en“ – so hat es die Kammer für öffentliche Verantwortung der EKD vor kurzem in ihrer Stellungnahme „Konsens und Konflikt. Politik braucht Auseinandersetzung“ beschrieben: „Demokratien verzichten darauf, eine bestimmte Auffassung des guten

Lebens als verbindlich zu erklären. Sie rechnen mit der Vielfalt der Lebensstile und daher auch mit verschiedenen Vorstellungen vom guten Leben. An die Stelle von nicht hinterfragbaren Wahrheitsansprüchen setzen sie den Streit der Meinungen.“ Der Streit der Meinungen gehört also dazu.

Die Frage aber ist, wie dieser Streit geführt wird. Viele Menschen haben den Eindruck, dass der Streit in der Politik destruktiv geworden ist – denken Sie an Hass und Häme, an bedenkenlose Herabwürdigungen Andersdenkender hierzulande, aber noch viel stärker in anderen Ländern, die wir alle kennen. Das hängt auch mit Entwicklungen in der digitalen Medienwelt zusammen. Papst Franziskus hat die Thematik in seiner diesjährigen Botschaft zum „Welttag der sozialen Kommunikationsmittel“ angesprochen: „Dank des tech-



Kamen in Uniform: Robert Kopp, Polizeipräsident Oberbayern Süd (li.), und Brigadegeneral Helmut Dotzler, Befehlshaber des Landeskommandos Bayern der Bundeswehr.

nischen Fortschritts hat sich der Zugang zu den Kommunikationsmitteln so entwickelt, dass sehr viele Menschen die Möglichkeit haben, augenblicklich Nachrichten zu teilen und sie flächen-deckend zu verbreiten.“ Nachrichten freilich, die – so Franziskus weiter – gut oder schlecht, wahr oder falsch sein können. An die Stelle des gemeinsamen Ringens um gute Lösungen, an die Stelle einer Gesamtheit sind unzählige fragmentierte Teil-Öffentlichkeiten getreten. Gerade die Kommunikation in den sozialen Netzwerken neigt zur Verkürzung. Emotionale Botschaften verbreiten sich besser als ausdifferenzierte Argumentationen, Zuspitzungen besser als bedächtiges Abwägen.

Algorithmen versorgen uns vor allem mit den Inhalten, die uns bestätigen in unseren Anschauungen. So entstehen Filterblasen, die zum permanenten Selbstgespräch der Gleichgesinnten führen, wie es Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier gesagt hat, der letzte Träger des Ökumenischen Preises der Katholischen Akademie Bayern. Erst vor wenigen Ta-

gen hat einer der Pioniere von Facebook selbstkritisch bekannt, man habe eine soziale Bestätigungsmaschine geschaffen, die geeignet sei, die Struktur unserer Gesellschaft auseinanderzureißen.

Wenn wir nach Antworten auf diese Belastungen der Demokratie suchen, dann gehört dazu einerseits, dass wir immer wieder neu einen breiten öffentlichen Diskurs suchen, also in einem gemeinsamen öffentlichen Raum, der nicht so fragmentiert ist. In dem Rede und Gegenrede gehört werden, nicht nur die eigene Rede. Dazu gehört andererseits, dass dem anderen mit der anderen Position ein Mindestmaß an Respekt entgegen gebracht wird. Das ist recht verstandene Toleranz: kein Verzicht auf Gedankenshärfe und Klarheit in der eigenen Position, erst recht kein Verzicht auf die eigene Position, kein Zwang, alles als gleich gültig anzuerkennen – aber das unbedingte Festhalten daran, auf der Grundlage von Wertschätzung zu einem guten Miteinander zu kommen. Der andere könnte ja auch Recht haben, zumindest ein kleines bisschen ...



Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde von München und Oberbayern, hinter ihr

Prof. Dr. Johannes Wittmann und Dr. Hildegard Kronawitter; beide sind Mitglieder der Akademieleitung.



Leitende Juristinnen: Hildegard Holzheid (li.) und Edda Huther waren Präsidentinnen des Bayerischen

Verfassungsgerichtshofs. Auch Edda Huther ist Mitglied der Akademieleitung.

Kann das Miteinander, wie es uns Reinhard Kardinal Marx und Landesbischof Bedford-Strohm vorleben, hierin ein Vorbild sein? Vielfalt kann man auch als Bereicherung wahrnehmen – so hat es Kardinal Marx einmal gesagt: „Das ist auch ein wichtiges Signal an unsere moderne pluralistische Gesellschaft: Schaut, da arbeiten zwei eng zusammen, die lassen sich nicht spalten, die kommen wunderbar miteinander aus, obwohl sie auch verschieden sind.“

Katholiken und Protestanten berufen sich auf dieselbe Überlieferung. Das gilt für eine pluralistische Gesellschaft nicht von vornherein. Doch auch unsere freiheitliche Demokratie braucht einen Grundkonsens. Die politische Auseinandersetzung braucht Spielregeln und Grenzen – der frühere Bundesverfassungsrichter Paul Kirchhof hat darauf kürzlich beim Katholischen Medienkongress eindrücklich hingewiesen. Unsere Gesellschaftsordnung ist nicht vom Himmel gefallen, sie musste von Generationen vor uns mühsam erkämpft werden – mit Blick auf Rechtsstaatlichkeit, Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, Pressefreiheit und vieles mehr. Aber innerhalb dieser Grenzen ist Dialog, ja auch Streit notwendig.

Wir können am Ende des Gedenkjahres 2017 von den Kirchen und den ökumenischen Protagonisten, die wir heute ehren dürfen, lernen: dass wir immer wieder das Gespräch suchen müssen – über alt bekannte Grenzen hinweg. Dieses Gespräch nimmt nichts von der eigenen Identität, aber es hilft uns, aus der eigenen Filterblase herauszukommen. Wir brauchen den Dialog über gesellschaftliche Grenzen hinweg, auch über die verschiedenen Teil-Öffentlichkeiten hinweg, die sich gerade in der digitalen Welt gebildet haben.

Sehr verehrter Herr Kardinal, sehr verehrter Herr Landesbischof. Manchmal sind es gerade Kleinigkeiten, die zeigen, dass man etwas Großes bewirkt hat. In der Kreuzkirche in Viersen bei Düsseldorf, so wurde mir berichtet, ist derzeit eine Krippe der besonderen Art zu bestaunen. Neben einem Esel, Hirten, Engeln und den Heiligen Drei Königen sind auch Figuren zu sehen, die Sie darstellen. Ja, da ist ein evangelischer Landesbischof zusammen mit seinem katholischen Amtsbruder auf dem Weg nach Bethlehem zu sehen. Die Verantwortlichen der Krippe haben dazu gesagt, dass Sie mit Ihrem Miteinander in diesem Jahr dafür gesorgt haben, dass 2017 als Jahr der Ökumene in die Geschichte eingehen werde. Die Christen seien nicht mehr zu trennen, so eine der Gestalterinnen der Krippe: „Für uns sind sie – Heinrich Bedford-Strohm und Kardinal Marx – das Zeichen für die Zukunft der Ökumene.“

Lieber Herr Landesbischof, lieber Herr Kardinal – da sehen Sie, was die Ökumene der Freundschaft bewirken kann. Ich gratuliere Ihnen herzlich zu dieser hohen Auszeichnung. □

Nach Laudatio und Preisübergabe sprachen Kardinal Reinhard Marx und Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm mit der Fernsehjournalistin Dr. Sabine Rauh über Ziele, Erfolge und Grenzen der Ökumene. Das Positive überwog eindeutig und zuletzt äußerten die Preisträger auch sehr altruistische Weihnachtswünsche.

Sabine Rauh: Normalerweise dürfen an dieser Stelle die Preisträger sagen, warum sie sich besonders freuen über diesen Preis... Herr Kardinal, warum freuen Sie sich besonders über diesen Preis?

Reinhard Marx: Ich muss gestehen, dass mich der Erhalt dieses Preises sehr bewegt. Nie hätte ich es mir als junger Priester oder auch als Ministrant in meiner Heimat vorstellen können, einmal einen Ökumenischen Preis zu erhalten. Umso mehr aber empfinde ich nun tiefe Freude darüber, diesen Preis entgegennehmen zu dürfen – und natürlich auch darüber, dass dieser Preis einen so gelungenen Abschluss des Jahres 2017 markiert und damit gleichsam auch die entscheidenden Weichenstellungen für das neue Jahr vornimmt. Aus diesem Grund freut es mich besonders, dass die Arbeit aller Beteiligten durch diesen Preis bestätigt und gewürdigt wird.

Sabine Rauh: Herr Landesbischof, ich sehe, Sie freuen sich auch.

Heinrich Bedford-Strohm: Zunächst ist der Erhalt dieses Preises sowohl eine Bestätigung als auch ein Rückenwind

für all diejenigen, die diesen Weg mit uns und miteinander gehen – und betrifft damit in erster Linie all diejenigen Menschen, die sich – oftmals gegen große Widerstände – in den Gemeinden seit vielen Jahren auf den Weg der Ökumene machen und nun hoffentlich einen Grund zu Freude haben, wenn wir nunmehr von unten, von oben, von allen Seiten sagen: Wir wollen neu auf Christus schauen und uns davon bewegen, aufeinander zubewegen lassen. Und auch die Freundschaft ist etwas, was viele Menschen in den Gemeinden seit vielen Jahren pflegen. Ich erlebe das immer wieder in den Gemeinden: Man trifft Menschen unterschiedlicher Konfession und spürt dabei die menschliche Qualität des Zusammenseins, man spürt gewissermaßen, wie das Geistliche und das Menschliche zusammengehören. Eben diese Freude ist letztlich der Grund dafür, weshalb dieser Preis unser Preis ist, nämlich ein Preis, der allen gewidmet ist.

Sabine Rauh: Sie sagen gerade, in den Gemeinden gehe das bereits seit vielen Jahren so. Natürlich ist es eine Frage der Definition, was „viel“ bedeutet. Zu meiner Kinderzeit erlebte ich das noch ganz anders: Meine Schwester durfte die Zigaretten für die Oma nicht im katholischen Laden kaufen, sondern eben nur im evangelischen Laden. Wie haben Sie das in Ihrer Jugend erlebt, Herr Kardinal?

Reinhard Marx: Diese Erfahrung deckt sich auch mit der meinen. Man sollte allerdings nicht vergessen, dass wir in dieser Rückschau eine Entwicklung beobachten und verstehen müssen,

in der ein jeder auch neugierig auf das Neue war. So gab es beispielsweise zu Gymnasialzeiten auch nicht-katholische Schulkameraden, die den katholischen durchaus nicht nachgeordnet wurden, sodass sich echte und tiefe Freundschaften daraus entwickelt haben – vollkommen abseits also der altbekannten konfessionellen Grenzen. Oder ein anderes Beispiel: Als junger Kaplan war ich in einem sehr protestantischen Gebiet tätig. Wir waren eine kleine Minderheit mit 27 Orten, und wenn ich die Kranken im örtlichen Krankenhaus besuchte, lag mir zunächst einmal die Liste der katholischen Kranken vor; nur war es aber so üblich, dass jedes Zimmer bis zu sechs oder sieben Kranke aufnehmen konnte, sodass ich mich – wie es wahrscheinlich jeder von Ihnen ebenso tun würde – dazu entschied, auch die nicht-katholischen Kranken zu besuchen. Und genau diese Erfahrung hat mich damals sehr beeindruckt. Ich habe dann gesagt: „Ich bin der katholische Kaplan. Ich möchte Ihnen auch einen guten Wunsch sagen. Wie geht es Ihnen?“ Daraufhin haben manche geantwortet: „Wissen Sie, Herr Kaplan, ich kenne noch meinen Konfirmationspruch. Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Das hat mich mein ganzes Leben lang begleitet.“

Genau das hat mich so beeindruckt; da fragt man sich nämlich: „Was ist da für eine Kraft?“ Mehr noch: Aus Neugierde ging ich sogar, obwohl das damals nicht erlaubt war, in den evangelischen Gottesdienst, um Antwort auf die Frage zu finden: „Wie machen die das?“ Schließlich war die evangelische Kirche dort die Hauptkirche und wir nur die kleine Minderheit, sodass mich



Die Journalistin Dr. Sabine Rauh befragte die Preisträger rund eine Stunde.



Heinrich Bedford-Strohm: Immer wieder erlebe ich dieses Staunen darüber, dass die Abendmahlsliturgien ja ganz ähnlich sind.

die großen Choräle damals sehr beeindruckt haben. Letztlich bin ich also davon überzeugt, dass Freundschaft wie auch jeder Lernprozess genau dann entstehen, wenn man sich – und das kann ein langer Weg sein – aufeinander zubewegt. Denken wir etwa an die früher oft selbstverständliche erste Frage des Vaters, wenn der Hoferbe des Bauernhofs kam und sagte: „Ich habe ein junges Mädchen kennengelernt.“ Dann war die erste Frage: „Ist sie katholisch?“ und nicht: „Liebst Du sie?“. Dieses Stadium haben wir heute wohl alle überwunden – und da können wir froh sein.

Sabine Rauh: Damals wurde das Mädchen dann selbstverständlich katholisch.

Reinhard Marx: Und umgekehrt wahrscheinlich genauso.

Sabine Rauh: Herr Landesbischof, wie haben Sie das erlebt?

Heinrich Bedford-Strohm: Wir erleben eigentlich jetzt, gerade in diesem Jahr und bis heute so etwas wie ein

ganz breites „healing of memories“. Dabei spielen Geschichten wie die Deine eine besondere Rolle: Die sind zum Teil schmerzhaft, manche sind auch noch ein bisschen begraben, eben Geschichten von Menschen, die in ihrer eigenen Lebenszeit erlebt haben, dass und wie man sich gegenseitig verletzt hat, wie man sich gegenseitig einen Hut aufgesetzt hat, einen abwertenden Hut aufgesetzt hat, und wie man darunter gelitten hat. Bei solchen Geschichten spürt man heute aber den Atem der Befreiung, der entsteht, wenn Menschen sich einfach freuen, dass wir nunmehr an einem anderen Punkt angekommen sind – obwohl da noch so viel ist, das zum Teil begraben liegt und immer noch nachwirkt, sodass wir da noch einen langen Weg zu gehen haben.

Darüber hinaus ist auch das wechselseitige Verständnis, eben die Bilder, die wir von dem jeweils anderen haben, enorm in Bewegung geraten – gerade da liegt also noch viel vor uns. Ich glaube daher, dass dieses Reformationsjubiläumsjahr auch ein großes Bildungsjahr war, weil Menschen zum ersten Mal erlebt haben, wie „die Anderen“ eigentlich wirklich sind. Soll heißen: Dass auch „die Anderen“ tolle Gottesdienste feiern können oder etwa die Abendmahlsliturgien große Ähnlichkeiten miteinander aufweisen. Immer wieder erlebe ich dieses Staunen darüber, dass die Abendmahlsliturgien ja ganz ähnlich sind. Genau solche Einsichten aber machen mir viel Hoffnung – wenn man nämlich darüber redet, was alles an Vorurteilen, alles an persönlichen, verletzenden Erfahrungen da ist, dann ist das ja der erste Schritt, um voranzugehen.

Reinhard Marx: Dazu vielleicht eine Ergänzung: Eben wurde ja bereits Bezug genommen auf den Text „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ – und genau das ist eben auch eine Seite der Ökumene. Vieles ist geschehen in der Theologie, in Diskussionen über Texte, wobei gerade das Leben eben auch durch Begegnungen oder durch das, was Menschen erfahren, geprägt wird. Mit anderen Worten: Nicht alle Katholiken und evangelische Christen lesen die ökumenischen Texte, es kommt ebenso sehr auf die zeichenhaften Erfahrungen an. Jesus sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ Das gehört alles drei zusammen. Man kann das eine nicht ohne das andere haben.

Zwar sind wir in der Theologie teilweise schon etwas weiter; dabei darf aber nicht vergessen werden, diese Einsichten auch wirklich zu sehen, sie praktisch auszuüben, gemeinsam zu feiern und sie miteinander kennenzulernen. In der Bischofskonferenz etwa habe ich davon gesprochen, dass wir Schritt für Schritt und damit jeweils aufs Neue überprüfen müssen, ob wir überhaupt über den anderen sprechen können – auch unter uns und ohne, dass der andere dabei ist. Genau das sollten wir ja im normalen Leben auch nicht tun. Zugegeben: Das ist eine leider etablierte, vielleicht auch gelegentlich selbstverständliche Form unserer Kommunikation geworden, aber in der Regel sollte man miteinander statt übereinander sprechen. Mit einem Wort: Die praktische Dimension darf nicht vernachlässigt werden.

Sabine Rauh: Herr Landesbischof, Sie haben gerade schon das Stichwort genannt: „healing of memories“. Wir haben im März einen großen gemeinsamen Gottesdienst in Hildesheim gefeiert, der unter diesem Motto stand. Wir haben uns heute an Cicero erinnert, der von einer geistlichen Freundschaft spricht, von einer Freundschaft, die auch als „Konsens“ bezeichnet werden kann. Dieser Konsens heißt: „zusammen fühlen“. Bitte erzählen Sie von Ihren Gefühlen, die Sie aus diesem Gottesdienst erinnern.

Heinrich Bedford-Strohm: Diese Erinnerung weckt sehr starke Gefühle in mir. Es war nicht nur die abstrakte theologische Wahrheit, die natürlich in die gründlichen Vorbereitungen eingeflossen ist und die sehr gut überlegt war, sondern es war für uns alle sehr berührend, weil die Veranstaltung – wie heute ja auch – live im Fernsehen übertragen wurde. Auf diesem Wege konnten viele Menschen in Deutschland erreicht werden – ein glücklicher Umstand, der gerade durch die vielen Briefe, die wir danach erhalten haben, zum Ausdruck gekommen ist.

Dazu möchte ich ein Beispiel geben: Diese wuchtige riesige Metallsperre, die vor dem Altar lag, haben junge Menschen in einem bestimmten Moment des Gottesdienstes aufgerichtet, nachdem wir einander die zugefügten Wunden bekannt und um Vergebung gebeten haben; durch dieses Aufrichten formte sich die Metallsperre dann zu

einem Kreuz und wurde damit zu einem Symbol dafür, dass nunmehr der Blick auf Christus gerichtet war, eben auf das Kreuz, das uns den Weg zum Altar öffnet, das uns den Weg in die Zukunft öffnet, den Weg in eine gemeinsame Zukunft öffnet – dieses Erlebnis war etwas ganz Starkes.

Dazu vielleicht noch etwas anderes: Lieber Reinhard, als Du gesagt hast, wofür Du dankbar bist bei den Evangelischen, dass Du als Kardinal die Synodendiskussion – hier sitzt übrigens unsere bayerische Synodalpräsidentin – schätzt und liebst, das fand ich sehr schön.

Reinhard Marx: Ebenso bewegt hat mich – wie ich bereits vielen Mitbrüdern erzählt habe – der letzte gemeinsame Gottesdienst in Wittenberg: Man stelle sich vor 20 Jahren den Ratsvorsitzenden der EKD vor, der auf der Lutherkanzel in Wittenberg den Papst in Rom als Bruder in Christus anruft: das ist doch unvorstellbar. Diese Tatsache gilt manchen als selbstverständlich, wohingegen mich dieses klare Plädoyer für eine echte Zusammengehörigkeit sehr bewegt hat. Oft vermutet man hinter so vermeintlich einfachen Worten keine große Bedeutung. Und doch wirken sie oft als Zeichen, die wiederum Emotionen hervorrufen können. Das sind echte Emotionen mit einem Fundament.

Sabine Rauh: An diesen Gottesdiensten konnten sehr viele Menschen teilhaben – durch die Medien, Sie haben es erwähnt. Weniger teilhaben konnten wir an Ihrer gemeinsamen Reise in das Heilige Land. Natürlich wurde darüber berichtet, aber wir waren nicht dabei. Sie sind gemeinsam an die Wurzeln unseres Glaubens gereist: Was hat das im Sinne von „gemeinsam fühlen“ mit Ihnen gemacht?

Heinrich Bedford-Strohm: Diese gemeinsame Reise hat in der Tat sehr viel mit uns gemacht. Es war eine sehr gut überlegte Entscheidung, dass wir, bevor das Reformationsjahr beginnt, gemeinsam diese Pilgerreise antreten, genau an den Ort, an dem auch Jesus gewirkt hat und das Evangelium seinen Ausgang nimmt. Daraus Inspiration und Kraft zu gewinnen, dort zu beten, Gottesdienst zu feiern und uns zu fokussieren auf den, von dem her wir alle



Dr. Judith Müller, Leiterin des Fachbereichs Gemeindeförderung und Organisationsentwicklung im Erzbischöflichen

Ordinariat (li.), und Johanna Hofmeir, Leiterin des Münchner sozialpädagogischen Projekts „Lichtblick Hasenberg“.



Msgr. Wolfgang Huber, Präsident von missio München, war einer der rund 400 Teilnehmer des Festaktes, der auch live im Bayerischen Fernsehen übertragen wurde.

kommen – das war die eigentliche Idee, die nicht zuletzt in dem Schmerz über die gegenwärtige Trennung an ihr Ziel gelangte.

Bereits zu Anfang in Tabgha, als wir am See Genezareth waren, war für mich ein ganz wichtiger Moment: Wir hielten dort am See im Freien eine Morgenandacht und konnten Jesus so durch das Evangelium präsent werden lassen. Am Abend feierten wir dann Gottesdienst in der dort gelegenen Kirche, die Brotvermehrungskirche heißt; Du hast Eucharistiegottesdienst gefeiert, wobei wir Evangelischen natürlich sitzen bleiben mussten. Genau diese Erfahrung war sehr schmerzhaft. Nach einem solchen Tag der (geistlichen) Gemeinschaft habe ich mich dann mit durchaus mulmigem Gefühl gefragt: „Was ist jetzt? Bin ich da ganz allein damit, diesen Schmerz so zu spüren und irgendwie das Gefühl zu haben, dass das nicht stimmig ist, dass wir nach einer solchen Form der Gemeinschaft nicht einmal gemeinsam Abendmahl feiern können?“

Als wir uns danach im Gästehaus versammelt und ein wenig zusammen gegessen haben, da konnte ich spüren, dass es den anderen ähnlich wie mir ging – und das war für mich eine große Befreiung, weil ich gespürt habe: „Ja, genau das ist unsere Situation, und genau diesen Schmerz haben wir; wir können aber auch nicht einfach hier im Heiligen Land alles über den Haufen schmeißen, ohne das mit jemandem zu konsultieren und das einfach gemeinsam machen.“

Es war mir klar, dass das nicht sinnvoll wäre, so sehr es mich in gewisser Weise auch danach gedrängt hätte. Die Tatsache, dass wir dieses Gefühl dann gemeinsam in der Kommunikation erarbeiten konnten, dass dieses Gefühl auch bei den weiteren gottesdienstlichen Feiern dieser Woche stets präsent war und damit auch der Wunsch oder vielleicht besser: die Sehnsucht danach, dass wir diese Gemeinschaft, die wir fühlen, auch am Tisch des Herrn miteinander zelebrieren und erfahren können, dass sich dieser gemeinsame Wunsch also in die Seele eingepflanzt hat, genau diese Tatsache ist aus dieser Woche bei mir so präsent geblieben. Natürlich könnte ich noch etwas mehr dazu erzählen, aber das scheint mir das Wichtigste zu sein.



Reinhard Marx: Gehen wir voran, versuchen wir miteinander Wege zu finden, dass es nicht so bleibt.

Reinhard Marx: Diese Erfahrung scheint mir auch umgekehrt zu gelten. Manchmal kommt man zwar nicht umhin, die Sache nur aus einer Perspektive zu betrachten. Aber auch die katholischen Teilnehmer haben den skizzierten Schmerz gespürt und das Gefühl des Unwohlseins geteilt. Und genau das ist der Punkt. Dabei merkt man nämlich: „Hier ist etwas, das so nicht bleiben darf.“ Und dabei ist noch gar nicht bedacht, wie die Differenzen auch theologisch beizulegen wären – das kann man eh nur dann, wenn man die Aufgabe zusammen erlebt. Deswegen wurde in der Vorbereitung auch stets betont, dass wir nicht nur ökumenische Gottesdienste feiern wollen, sondern eben auch Gottesdienste in der lutherischen oder evangelischen Tradition bzw. in der katholischen Tradition feiern werden, aus Respekt vor dem anderen, aber gleichwohl im Miteinander.

Der letztendliche Effekt war aber so, wie wir ihn beide gleichermaßen empfunden haben, nicht wirklich vorauszu-sehen. Genau dadurch aber wird der Schmerz umso größer; je näher man sich nämlich kommt, umso mehr drängt sich auch die Einsicht auf, dass es so nicht bleiben kann. Und so bin ich auch der Überzeugung, dass dieses gemeinsame Erlebnis – entgegen aller allzu vorschneller Forderungen – einen sowohl bedrängenden als auch ermutigenden Charakter aufweist, nämlich das beiderseitige Wissen darum, dass es so, wie es ist, nicht bleiben kann. Deshalb will ich sagen: Gehen wir voran, versuchen wir, miteinander Wege zu finden, dass es nicht so bleibt.

Sabine Rauh: Ich muss jetzt an Max Frisch denken: Vielleicht mussten Sie beide Ihre Ansprüche herunterschrauben, um Freunde werden zu können?

Heinrich Bedford-Strohm: Das klingt irgendwie zwiespältig. (lacht)

Reinhard Marx: Eher müssten die Ansprüche Gottes etwas höher gezogen werden.

Sabine Rauh: Mein Kommentar war zwiespältig gemeint. Herr Kardinal, Sie haben vorhin von der Zeichenhaftigkeit gesprochen. Was sind aus Ihrer Sicht die ökumenischen Früchte des Reformationsgedenkjahres?

Reinhard Marx: Daraus scheint tatsächlich eine Frucht gewachsen zu sein; zumindest sind immer mehr Menschen beider Konfessionen der Überzeugung: „Die beiden bekommt ihr nie wieder auseinander, die gehören zusammen. Sie werden sich auch gelegentlich streiten, im guten freundschaftlichen Sinne, aber sie werden zusammengehen, sie gehören zusammen, sie sind unter einem Label da, nämlich Christen!“ Wir sind Christen in dieser pluralen Gesellschaft. Genau dieser Gedanke ist stärker geworden.

Sabine Rauh: Und Sie meinen mit „die beiden“ nicht nur Reinhard Marx und Heinrich Bedford-Strohm.

Reinhard Marx: Nein, wir meinen damit die große Ökumene, die auch die Orthodoxe Kirche mit umfasst. Weil es eben eine so wunderbare und große Sache war, wurde der Fokus hauptsächlich auf die Beziehung zwischen Katholiken und Evangelischen gelegt; selbstverständlich aber sind auch die Orthodoxen, die Orientalen, Teil der ökumenischen Bewegung und sind darin erhalten. Sprich: Das ökumenische Denken ist dieses Jahr stärker geworden. Diesen Befund würde ich also durchaus als eine Frucht bezeichnen;

auch bei mir empfinde ich nunmehr eine größere Bereitschaft und größere Kraft, den ökumenischen Weg weiter zu gehen. Mit anderen Worten: Das vergangene Jahr war für mich eine Ermutigung, eine Stärkung mit viel Rückenwind für die Zukunft.

Heinrich Bedford-Strohm: Diese Einsicht der Inklusion möchte ich nochmals unterstreichen. Freilich markiert das Jahr 1517 ein Datum, das – im Unterschied zur Orthodoxie – eine besondere Nähe zur römisch-katholischen und der evangelischen Kirche aufweist; das heißt allerdings nicht, dass nur diese zwei Parteien, schon gar nicht nur diese zwei Traditionen angesprochen sind. Ganz im Gegenteil: Es ist ja gerade der Grundgedanke der Ökumene, der auf alles weitere ausgreift. „Christus neu entdecken“ lautet schließlich die Formel, die uns alle miteinander verbindet, und zwar alle Konfessionen gleichermaßen. Genau deswegen haben wir auch bei der Vorbereitung dieses Jahres darauf geachtet, dass in den Kuratorien und Vorbereitungsgremien eben alle Konfessionen vertreten waren. Diese Inklusionsbewegung weist sogar über die christlichen Konfessionen hinaus. Wenn wir nämlich auf Christus schauen, von dem Paulus bekanntlich sagt: „Gott hat in Christus die Welt mit sich versöhnt.“ So steht da „Ton Cosmon“, also „die Welt“, „die ganze Welt“ und meint damit eben nicht nur die Christen. Und wenn das wirklich stimmt, dann steckt in dieser Bewegung zur Überwindung der Grenzen auch ein Zeichen für die gesamte Welt, also gerade nicht ausschließlich für die christlichen Konfessionen, sondern ein Zeichen dafür, dass nach 500 Jahren, in denen Menschen gegeneinander Krieg geführt haben, sie nun endlich diese Grenzen überwinden können. Will sagen: Dass wir damit ein Zeichen setzen in einer Welt, die so zerrissen und so gespalten und so von Hass und Abgrenzung geprägt ist an so vielen Orten. Wir sagen: Es kann gelingen, dass wir alte Abgrenzungen auch nach vielen Jahrhunderten überwinden. Und wir verlieren dabei nichts, sondern wir gewinnen etwas.

Ökumene tut nicht weh, sondern sie macht Freude, und diese Freude stärkt wiederum genau den Glauben, der uns allen gut tut. Und genau darin sehe ich eben ein ganz starkes Zeichen für diese



Sabine Rauh: Ist die Ökumene vielleicht eine Blaupause für Konfliktlösungen?

Welt: dass es für die Welt gut ist, Grenzen zu überwinden.

Sabine Rauh: Damit haben Sie eigentlich meine nächste Frage schon beantwortet. Ich wollte nämlich fragen, ob und was – wie Ulrich Wilhelm es angesprochen hat – die Gesellschaft im Umgang mit Konflikten von den Kirchen oder von Ihnen beiden lernen kann? Ist die Ökumene vielleicht eine Blaupause für Konfliktlösungen?

Reinhard Marx: In jedem Falle kann man sehen, dass man aus einer langen, konfliktiven Geschichte lernen kann und Schlüsse ziehen kann für eine bessere Zukunft. Ferner bin ich davon überzeugt, dass es sehr wichtig wäre, wenn ein jeder seinen Beitrag zu leisten versuchte – wenn auch nur einen kleinen. Aber der Kern ist und bleibt eben doch der christliche Glaube selber; das ruft uns nicht zuletzt das unmittelbar bevorstehende Weihnachtsfest mit seiner revolutionären Aussage in Erinnerung: Jesus ist der Bruder aller Menschen, genauer: Gott ist in Jesus der Bruder aller Menschen geworden. Des-



Dr. Johannes Friedrich – hier mit seiner Frau Dorothea im Gespräch mit einer Besucherin – ist der Vorgänger von

Heinrich Bedford-Strohm als Landesbischof in Bayern. Auch er ist Träger des Ökumenischen Preises.



Heinrich Bedford-Strohm: Ja, wir nehmen die Wirklichkeit gemeinsam wahr.

wegen weist das Christentum und der christliche Glaube – jeder Form von Nationalismus zum Trotz – einen universalistischen Kern auf, den wir gemeinsam bezeugen wollen.

Damit verbunden ist die Einsicht, dass es auf eben diesen Kern auch schwerpunktmäßig ankommt und dass wir von einem Gott reden, der der Vater aller Menschen ist, weswegen wir uns nicht damit zufrieden geben können, wenn Hass und Abgrenzung und Misstrauen und „wir zuerst“ und „wir gegen die anderen“ als allgemeine Wahlsprüche gelten. Das kann schlichtweg nie die Botschaft sein, die wir zu verkünden haben, sodass die Hoffnung darin besteht, durch diese ökumenische Schwerpunktbildung und Vorbildleistung lasse sich letztlich auch ein Dienst an anderen und für andere erkennen.

Heinrich Bedford-Strohm: Vielleicht kann man auch noch im Verhältnis zur Welt etwas hinzufügen, was für diese ganze Frage auch von zentraler Bedeutung ist, das ist nämlich dieses Wort Demut. Wenn wir als Vertreter der christli-

chen Religion auf unsere Geschichte schauen und wenn wir sehen, wie unfassbar wir selbst dem, was uns eigentlich antreiben sollte, zuwider gehandelt haben, dann ist es, glaube ich, auch gut, wenn wir diese Botschaft jetzt hier in aller Demut und Bescheidenheit zum Ausdruck bringen. Wenn wir auf die Konflikte in der Welt heute schauen, dann fragen wir uns ja: Warum verhakt man sich da so? Wir sind nicht in der Position, belehrend oder gar hochmutig darüber zu reden, sondern wir haben ja selber erlebt, wie sehr man vergessen kann, was eigentlich im Zentrum steht, eigentlich das normale sein müsste.

Deswegen würde ich sagen, gibt es eine tiefe Solidarität mit all denen, die in solchen Konflikten stecken. Man weiß, wie schwer es manchmal ist, da herauszufinden. Aber wenn man diesen Vorspruch gemacht hat, dann darf man, glaube ich, auch das sagen, was wir eben versucht haben zu sagen: Dass es gelingen kann und, dass es allen gut tut, wenn es gelingt.

Sabine Rauh: Sie sind beide Sozialethiker. Manche Dogmatiker widersprechen Ihnen ja hörbar und lesbar in Ihren beiden Kirchen. Verstehen Sie sich auch deshalb so gut miteinander, weil Sie beide von diesem Interesse herkommen?

Reinhard Marx: Ja, ich habe ihn ja schon gekannt, als er noch Professor war, da war ich schon Bischof in Trier. Es trafen sich Kommissionen...

Heinrich Bedford-Strohm: Daran kannst Du dich sogar noch erinnern. Ich weiß es auch noch genau. Ein Abendessen in Berlin.

Reinhard Marx: Er schien mir nicht unsympathisch, auf keinen Fall. (lacht) Aber gut, das ist erst mal vom Fach her ein Interesse, man nimmt wahr, was der andere schreibt, etwa über soziale Marktwirtschaft, soziale Gerechtigkeit, aber das ist ja jetzt nicht unsere einzige Aufgabe. Wir kommen beide aus dieser Richtung, aber es ist nicht das Hauptarbeitsfeld. Und man muss eben auch alle Dogmatiker und alle Systematischen Theologen immer wieder daran erinnern, dass die theologischen Erkenntnisquellen nicht nur Texte sind, sondern auch das Leben selber. Das habe ich ja eben genannt. Also die Liturgie gehört

mit dazu, dass man erkennt: Was ist jetzt dran? Ein gemeinsames Fest, eine gemeinsame Erfahrung! Also wir sind ein bisschen zu sehr eingengt, auch in der Ökumene, auf Texte, Texte, Texte, bis der Satz stimmt und noch ein Komma und da kommt noch ein Adjektiv und dann ist es richtig, aber kein Mensch nimmt das wahr.

Es gehört natürlich dazu, dass wir intellektuell nachdenken, systematisch. Aber dann gehört auch das Fest dazu, die Liturgie und die Praxis; gerade auch die diakonische Praxis, die politische Praxis ist für mich auch eine Quelle der Erkenntnis, wie Christsein heute zu leben ist, und da kommen wir vielleicht stärker aus diesem praktischen Feld und schauen: Ja, Christsein in der Theorie ist das eine, aber Jesus hat ja kein Buch geschrieben, keine Theorie gemacht. Jesus hat gelebt und Zeichen gesetzt.

Das sind entscheidende Punkte, an denen deutlich werden soll, was eigentlich Christentum bedeutet, und da sind wir vielleicht von unserem praktischen Denken her etwas stärker, aber ich glaube das gehört zusammen. Ich wollte jetzt nicht gegen die Systematiker oder gegen andere sprechen. Aber es gehört zusammen. Die Wahrheit ist ja eine Person im Christentum. Sie ist kein System von Sätzen, sondern eine Person, der wir begegnen, und deshalb ist es wichtig, auch auf die Praxis zu schauen.

Heinrich Bedford-Strohm: Also das kann ich dick unterstreichen. Das habe ich auch von Anfang an bei ihm gespürt. Diesen Blick auf die Wirklichkeit, dass das sozusagen nicht eine dogmatische Wahrheit ist, die festgezurrert wird, die letztendlich über der Wirklichkeit hinwegsegelt, sondern zunächst einmal die Wahrnehmung der Wirklichkeit. Ich erinnere mich an viele Gespräche, als wir bei der Bioethik und all diesen Fragen einfach mal auf die Wirklichkeit geschaut haben und wo ich gespürt habe: Ja, wir nehmen die Wirklichkeit gemeinsam wahr. Und dass die Wirklichkeitswahrnehmung ihr Gewicht hat, das hat natürlich auch Konsequenzen für die Frage, welche Orientierungen wir geben. Segeln wir über der Wirklichkeit oder versuchen wir, die klaren Grundorientierungen, für die wir beide stehen, ins Gespräch zu bringen mit der Wirklichkeit.

Und das kann man auch nicht tun, indem man sagt: Da ist die Dogmatik und da ist die Sozialethik, sondern entscheidend ist ja, dass beides untrennbar miteinander verbunden ist. Dass wir sagen: „Wie können wir dieses Christuszeugnis heute leben?“ Aus meiner Sicht ist radikale Christusliebe immer auch radikale Liebe zur Welt, denn Christus ist für die Menschen gestorben, für die Welt gestorben und deswegen geht es gar nicht, dass man da eine fromme Innerlichkeit pflegt, ohne sich um die Welt zu kümmern. Das geht nicht von unserem Glauben her. Es mag Religionen geben, wo das der Fall ist. In der christlichen Religion, in der wir gerade wieder feiern, dass Gott Mensch wird und zu den Menschen kommt und ganz nach unten geht, ans Kreuz geht, als Folteropfer am Kreuz stirbt, in dieser Religion geht es nicht. Da heißt Gottes Liebe und Verbindung zu Gott immer auch radikale Liebe zur Welt, Einstehen für die Schwachen und Einstehen dafür, dass der Mensch und seine Würde auch wirklich im Zentrum steht und wir uns alle auch dafür einsetzen.

Sabine Rauh: Und da Sie sich immer die öffentliche Theologie auf die Fahne geschrieben haben, sagen Sie das auch bei vielen Gelegenheiten außerhalb der Kirche.



Reinhard Marx: Die Offenbarung ist uns geschenkt in Christus.

Heinrich Bedford-Strohm: So ist es, das ist eben aus meiner Sicht etwas, was zusammengehört, wenn man öffentlich über den Glauben redet. Ich glaube, dass es falsch ist, wenn die Kirche sich einfach an die Welt anpasst, dem Zeitgeist hinterherrennt. Es gibt aber auch Zeitgeisterscheinungen, auf die wir glücklicherweise gehört haben. Nämlich die Menschenrechte. Da hat man auch gesagt: Die Kirche folgt dem Zeitgeist. Zum Glück haben die Kirchen ihren Widerstand gegen die Menschenrechte irgendwann endlich aufgegeben, weil sie kapiert haben, das, was damals aufklärerische Traditionen ins Zentrum gerückt haben, eigentlich eine Erinnerung an unsere ureigenen Sachen sind.

Manchmal kann es richtig sein, das auch wahrzunehmen. Wir brauchen ein klares Profil, sonst kann man auf uns verzichten. Aber dieses klare Profil kann natürlich umgekehrt auch nicht heißen, dass wir uns als Kontrastgesellschaft verstehen, die der Gesellschaft gegenübersteht, die ihre fromme Innerlichkeit pflegt und untereinander das letztendlich alles zu leben versucht, aber letztlich die Welt allein lässt. Nochmal: Gott hat in Christus die Welt, ton cosmon, mit sich versöhnt. Deswegen gehört klares Profil und ein radikales Sicheinlassen auf die Welt zusammen.

Reinhard Marx: Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Formulierung geprägt, schon Papst Johannes XXIII. sagte es, „die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums“ zu deuten, als eine wichtige theologische Erkenntnisquelle. Die Offenbarung ist uns geschenkt in Christus. Aber sie anzuwenden auf die jeweiligen Zeitumstände und die Zeichen der Zeit zu verstehen – da kann man nicht einfach sagen: Die Mehrheit hat Recht oder die Minderheit hat Recht, sondern man muss sie lesen, diese Zeichen, im Licht des Evangeliums und man muss schauen, was ist vom Evangelium her zu sagen, im Blick auf das, was geschieht. Dazu gehört theologische Anstrengung und vieles mehr. Was mich ein wenig stört: In der Öffentlichkeit werden wir natürlich oft nur dann als Kirche wahrgenommen, wenn wir sehr konkret etwas Politisches sagen. Dann ärgern sich manche, manche finden das toll. Wenn ich Liturgie feiere und predige, was ja eine Haupttätigkeit ist, gebe ich ja nicht hauptsächlich politische Stellungnahmen ab.



Roland Berger, der Doyen der deutschen Unternehmensberater, im Gespräch mit Kardinal Marx.



Reinhard Marx: Es gibt auch eine gewisse Freiheit der Kinder Gottes, sich zu äußern.

Heinrich Bedford-Strohm: Auch das verbindet uns, mir geht's genauso. Man redet über Christus, 90 Prozent der Predigt geht über den Kern der Frömmigkeit und dann gibt es fünf Sätze über etwas Politisches und die sind dann diejenigen, die zitiert werden. Und die Leute denken, die reden ja wie die Politiker. Damit müssen wir irgendwie umgehen.

Reinhard Marx: Weihnachten werden wir es wieder sehen und uns bemühen.

Sabine Rauh: An so einem Tag ist es ja besonders schön, nicht immer von dem zu reden, was noch nicht ist. Sonst, im Alltag, wenn es um Ökumene geht – jedenfalls normalerweise in Gesprächen außerhalb der Kirchen, dann ist immer die Rede von dem, was noch nicht geht, was noch sein soll, vom Imperativ. Heute können wir die Ökumene der Herzen, die geistliche Freundschaft feiern, trotzdem frage ich, ob es nicht manchmal auch eine Ökumene aus Not geben müsste? Wegen des Mitgliederschwunds, wegen des Priestermangels, wegen der Unterversorgung in der Fläche, nicht nur in Ostdeutschland. Gehen Sie auch – notgedrungen – auf eine Ökumene der Not zu?

Reinhard Marx: Ich glaube, es ist ein bisschen schwierig, das so zu formulieren. Natürlich müssen wir auch da die Zeichen der Zeit interpretieren. Eine schwierige Sicht ist es für mich, zu sagen: Früher war alles besser, heute ist es schwieriger und negativer. So einfach kann ich nicht leben. Ich muss die jeweilige Zeit nehmen, sie deuten im Licht des Evangeliums und dann können wir uns auf den Weg machen. Aber dabei könnten wir die ökumenischen Potentiale noch weiter entfalten. Wir haben über Krankenhausseelsorge gesprochen, wir haben gesprochen über Notfallseelsorge, die weitgehend ökumenisch stattfindet, nicht aus der Not heraus, sondern weil man auch weiß, wir bringen eine gute Zusammenarbeit zustande. Es ist aber kein Zusammenlegen, keine Fusion von zwei schwachen Unternehmen: die können nicht gesunden, wenn sie fusionieren. Sie müssen im Kern gesund sein, gut drauf sein, Motivation haben, Ziele haben und auch wirklich engagiert arbeiten. Dann kann man über Kooperation nach-

denken, aber nicht wenn man sagt, wir sind so schwach, dann gehen wir lieber mit zwei Schwachen zusammen. Das geht nicht. Dann schon eher im Hinblick auf die Zeichen. Was sagen uns die Zeichen der Zeit heute? Was können wir gemeinsam sogar noch besser machen? In eine solche Richtung würde ich eher denken. Das ist für mich in diesem Jahr ein Impuls.

Heinrich Bedford-Strohm: Dieses Jahr hat gezeigt, dass es eben mehr gibt, als irgendwelche Noterfordernisse, die uns dazu bringen, dass wir uns in diese Richtung bewegen wollen. Es ist der Inhalt, über den wir jetzt schon die ganze Zeit zu Recht, mit guten Gründen geredet haben. Christus selbst, das ist der Inhalt, der uns zu alledem bringt und der öffnet überhaupt erst mal die Tür, lässt uns schauen, wie wir viel mehr erreichen können. Und zwar im Sinne dieses Inhalts. Es gibt viele Beispiele, wo das gut gelingt, aber es gibt auch noch vieles, worin wir noch viel mehr gemeinsam machen können. Wir haben in Hildesheim auch bei den Selbstverpflichtungen erklärt, dass wir gemeinsam diakonisch viel stärker zusammenarbeiten wollen. Die diakonischen Werke, Caritas, Brot für die Welt, Misereor arbeiten auch sehr gut zusammen. Aber auf dieser Ebene geht noch mehr und wir haben uns auch vorgenommen, dass wir das Preisgeld dieses Ökumenischen Preises auch genau dafür einsetzen wollen. Wir wollen kleine ökumenische, diakonische Projekte stärken – wenn Menschen sich um Obdachlose, Menschen ohne Wohnung kümmern. Vielleicht braucht es nur einen Anschubbetrag, damit man zusammenkommen kann. Das ist das, was wir gerne mit dem Geld machen wollen.

Reinhard Marx: Das sehe ich genauso. Das hatten wir im Prinzip so abgesprochen. Vielleicht gibt es neben den diakonischen noch andere ökumenische Projekte, die jetzt in das Blickfeld rücken. Da müssen wir vielleicht noch einmal intensiver nachdenken. Es muss ja auch nicht bei dem Preisgeld bleiben, vielleicht gibt es auch noch andere, die etwas dazu geben, aber man braucht eine gute Idee: Wie können wir diesen Gedanken, also nicht Ökumene der Not, sondern Ökumene der gemeinsamen Perspektiven, an den Projekten sichtbar machen. Das wäre eine tolle Idee und dann loben wir vielleicht einen Preis aus.

Sabine Rauh: Es wurde vorher das gemeinsame Dokument von 2013 zitiert, „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“. Nun lebe ich auch in Gemeinschaften verschiedenster Art und da haben wir Konflikte. Insofern finde ich diesen Titel ein bisschen unglücklich. Geht es nicht auch, dass Sie Gemeinschaft leben, vielleicht sogar institutionalisieren, mit allen Konflikten?

Heinrich Bedford-Strohm: Ich glaube, dass das in der Tat zu jeder Gemeinschaft gehört, wenn sie ehrlich ist. In der Gemeinschaft sind nicht nur völlig gleichgesinnte Menschen zusammen, sondern da sind unterschiedliche Menschen beisammen, bei denen es natürlich dann auch Konflikte gibt, sodass die einzige Frage ist: Wie geht man um mit diesen Konflikten? Und vor allem auch: Wie viel Vertrauen ist da? Das ist, glaube ich, auch der entscheidende Punkt. Hast du Vertrauen zu dem anderen? Wenn ich jetzt irgendwas in der Zeitung lesen würde, wo ich sage: Huh? Warum hat er denn das gesagt? Oder umgekehrt, dann kann es sein, dass er an dieser Stelle eine Meinung vertritt, bei der wir nicht

einig sind, an der wir uns zusammenraufen müssen. Im Moment sehr unwahrscheinlich, weil im Moment, wenn er ein Interview gibt, denke ich immer: Das hätte ich genauso gesagt. Aber es kann auch einfach sein, dass es falsch wiedergegeben worden ist. Früher hätte sich dann etwas aufgebaut. Da hätte man Misstrauen empfunden. Das ist für mich kein Thema. Ich weiß ganz genau, dass es eine starke Vertrauensbasis gibt und das gilt nicht nur für uns beide als Personen, sondern das weitet sich immer weiter aus und man kann es an bestimmten Dokumenten sehen. Als die EKD die Schrift „Rechtfertigung und Freiheit“ veröffentlicht hat, gab es erst mal eine mich überraschende gereizte Reaktion, gerade von den Ökumenikern auf der katholischen Seite.

Das war eine Schrift, in der wir die theologischen Inhalte versucht haben deutlich zu machen, mit denen wir ins Reformationsjubiläum gehen wollen. Und das wurde dann manchmal so missverstanden, als ob die Intention Abgrenzung gewesen wäre. Wir haben viel geredet und ich habe dann ein Vorwort für die vierte Auflage geschrieben, in dem ich diese Missverständnisse zu überwinden versucht habe. Wenn diese Schrift heute erscheinen würde, – dann würden wir uns zuerst einmal verständigen, würden nicht gleich denken, der andere grenzt sich jetzt ab, sondern da wäre diese Vertrauensbasis vorhanden. Das ist ein Beispiel dafür, wie konkret ein solches Grundvertrauen sein kann, das manchen jetzt vielleicht zu wenig konkret ist. Dieses Nichtanfassbare ist sehr anfassbar.

Reinhard Marx: Man muss davon ausgehen, dass es vielstimmig bleibt. Wir können nicht für alle, die ihre Stimme erheben an irgendeiner Stelle die Hand ins Feuer legen. Es gibt auch eine gewisse Freiheit der Kinder Gottes, sich zu äußern. Es sprechen zum Beispiel die Theologen, die Bischöfe. Da können wir nicht sagen: Nur wenn wir sprechen, spricht die Kirche. So einfach ist das nicht. Der Rat der EKD und die Deutsche Bischofskonferenz sind keine konfliktfreien Zonen. Das möchte ich einmal vermuten und insofern gehen wir jetzt damit um, auch mit der Vielstimmigkeit. Natürlich, jeder hat eine Verantwortung. Wir haben jetzt auf Zeit eine Verantwortung für die beiden



Heinrich Bedford-Strohm: Das ist, glaube ich, auch der entscheidende Punkt: Hast du Vertrauen zu dem anderen?

Kirchen, in besonderer Weise Stellung zu nehmen und da nehmen wir uns vor, das in diesem Stil zu tun und ich hoffe, dass andere diesen Stil dann auch positiv bewerten.

Sabine Rauh: Herr Kardinal, haben Sie sich jemals gewünscht, evangelisch zu sein? Außer bei der netten Bauernhoferbin?

Reinhard Marx: Erstens hatte ich nie eine Heirat im Sinn, insofern fällt das schon mal aus. Nein, der Gedanke ist mir eigentlich nie gekommen. Ich bin froh, wie es ist.

Heinrich Bedford-Strohm: Bei mir ist es auch nicht so gewesen. Aber ich glaube, das ist auch gar nicht notwendig, denn der entscheidende Punkt ist ja, dass wir uns gegenseitig entdecken, in der jeweiligen Konfession, in der wir sind. Es geht auch nicht darum, eine Einheitssoße zu rühren, sondern es geht darum, auch sich freuen zu können an gewachsenen Traditionen anderer. Ich könnte jetzt gleich nochmal eine ganze Menge an Dingen nennen:



Kardinal Marx mit Prof. Dr. Werner Weidenfeld (Mi.) und Herzog Franz von Bayern.



Prof. Dr. Manfred Tremel, langjähriger Leiter des Museumspädagogischen Zentrums, mit Ernest Lang. Der Journalist war lange Jahre „Chefreporter

Bayern“ im Hörfunk des Bayerischen Rundfunks und er ist Mitglied im Landeskomitee der Katholiken.

Das hat sich in der katholischen Tradition entwickelt, davon können wir etwas lernen. Und das ist der richtige Modus, dass wir uns freuen an unseren Traditionen. Bei uns natürlich die Frauenordination. Das ist für uns ein Riesengeschenk, und wir könnten nie darauf verzichten. Wir haben damit beste Erfahrungen gemacht. Insofern würde ich natürlich nie sagen: Das

geben wir jetzt auf für die Einheit. Sondern es darum, dass wir uns an unseren Traditionen freuen und jetzt ausloten, an welchen Punkten sind diese Unterschiede noch kirchentrennend und an welchen Punkten sind sie es nicht mehr? Das ist die Hauptherausforderung, nicht dass wir die Unterschiede jetzt einfach einebnen.

Reinhard Marx: Wir müssen als katholische Kirche, so habe ich das in der Bischofskonferenz gesagt, miteinander darüber sprechen, das gilt natürlich besonders auch auf der Weltebene, da sind wir als Bischofskonferenz natürlich nicht alleine gefordert. Aber, vielleicht besonders, weil wir in Deutschland sind, sind wir gefordert, einmal zu sagen: Wie definieren wir diese Unterschiede, die dann nicht mehr kirchentrennend sind? Also nicht zu sagen, alle müssen genauso werden wie wir als katholische Kirche – erst dann ist die Einheit da. Einheit ist vielleicht ein Wort, das sofort mit Einheitlichkeit verbunden wird.

Wir müssen schauen, ob man einen gemeinsamen Weg gehen kann. Oder wir können entdecken: Ja, wir bleiben an diesem Punkt unterschiedlich, aber diese Unterschiede nehmen wir nicht mehr als wirklich kirchentrennend wahr. Dieser Weg hat noch einmal Schub bekommen durch das Jahr 2017.

Sabine Rauh: In ein paar Tagen ist Weihnachten. Wünschen Sie sich was!

Reinhard Marx: Ich wünsche mir immer wieder, dass viele Menschen den Zauber dieses Festes spüren. Manche denken ja, Weihnachten ist völlig vom Konsum überlagert. Ich sage immer: Weihnachten kann man eigentlich nicht zerstören. Das ist ein Gesamtkunstwerk und ich hoffe, dass viele Menschen einfach im Blick auf diesen Menschen, Jesus von Nazareth, Hoffnung schöpfen, dass sie getröstet sind, dass sie besser von Weihnachten weggehen, als sie reingegangen sind; das wäre schon schön.

Heinrich Bedford-Strohm: Ich kann eigentlich nur daran anschließen. Glaube, Liebe, Hoffnung. Diese drei haben ganz viel mit Weihnachten zu tun. Die Kraft von Weihnachten, von seinem Inhalt her, dass Gott Mensch wird, dass der Heiland der Welt geboren wird, dass dieses Kind in der Krippe die Welt verändert hat. Er hat als Erwachsener die Liebe ausgestrahlt, in einer Radikalität, die wir so nie gekannt haben und die Menschen in aller Welt inspiriert, im Sinne dieser Liebe auch in die Welt hinein zu wirken. Und das aus einem tiefen Vertrauen heraus, dass Gott diese Welt nicht allein lässt, dass diese Welt nicht im Dunkeln landet, sondern sich öffnet ins Licht und ein neuer Himmel und eine neue Erde uns vor Augen steht. Wenn wir diese Hoffnung an Weihnachten wieder neu gewinnen, dann wäre Weihnachten einmal mehr ins Ziel gekommen. □

Presse

KNA

18. Dezember 2017 – Der Münchner Kardinal Reinhard Marx (64) und der bayerische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm (57) haben den Ökumenischen Preis der Katholischen Akademie in Bayern erhalten. (...) In der Begründung heißt es, neben Buß- und Bittgottesdiensten, wissenschaftlichen Tagungen, gegenseitigen Besuchen oder vielen Begegnungen von Christinnen und Christen hätten sich vor allem die gemeinsamen Gebete eingepreßt.

Süddeutsche Zeitung

19. Dezember 2017 – Die Katholische Akademie wolle die „geistliche Freundschaft“ der beiden Bischöfe würdigen, sagt Akademiendirektor Florian Schuller. Er nannte die beiden ein „ökumenisches Paar“. Beide seien ein „wahrer Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“, fügte der Laudator Ulrich Wilhelm hinzu, der Intendant des Bayerischen Rundfunks.

Passauer Neue Presse

19. Dezember 2017 – Die Katholische Akademie Bayern hat den Ökumenischen Preis 2017 vergeben. (...) Gewürdigt wurden ihre Verdienste um die konfessionelle Verständigung.

Münchner Merkur

19. Dezember 2017 – Wer heute beobachtet, wie der EDK-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm und der Münchner Kardinal Reinhard Marx miteinander umgehen, der sieht ziemlich beste Freundschaft. Und dieser Kontakt ist

Ausdruck einer Annäherung der Konfessionen, die im Luther-Gedenkjahr noch einmal richtig Fahrt aufgenommen hat.

Claudia Möllers

KNA

18. Dezember 2017 – Beide Kirchenvertreter äußerten sich anlässlich des an sie verliehenen Ökumene-Preises der Katholischen Akademie in Bayern. Das damit verbundene Preisgeld von 10.000 Euro solle an diakonische Projekte gehen, die die gemeinsame ökumenische Perspektive sichtbar machten, kündigte Bedford-Strohm an.

BR24

18. Dezember 2017 – Als einen „Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“ hat BR-Intendant Ulrich Wilhelm in seiner Laudatio Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Kardinal Reinhard Marx bezeichnet. (...) Durch gemeinsame Auftritte seien die höchsten Repräsentanten der beiden großen Kirchen in Deutschland immer mehr zu „ökumenischen Symbolgestalten“ geworden.

Münchner Merkur

19. Dezember 2017 – Marx und Bedford-Strohm erhielten den Preis bei einem Festakt am Montag vor 400 geladenen Gästen im Vortragsaal der Akademie. Die Akademie würdigte damit zum Ende des Reformationsgedenkjahres das „leidenschaftliche Bemühen“ der beiden höchsten Repräsentanten der katholischen und evangelischen Kirche in Deutschland und ihr „außerordentliches Engagement“ um die Ökumene.

KNA

18. Dezember 2017 – Von den Kirchen lässt sich nach den Worten von BR-Intendant Ulrich Wilhelm lernen, immer wieder das Gespräch über altbekannte Grenzen hinweg suchen. Ein solches Gespräch nehme nichts weg von der eigenen Identität, „aber es hilft uns, aus der eigenen Filterblase herauszukommen“, sagte Wilhelm.

Ökumene aktuell

19. Dezember 2017 – „Und ich habe das Gefühl, Papst Franziskus könnte in Ihrem Bunde der Dritte sein“, so Ulrich Wilhelm. Freundschaft bedeute aber nicht Einförmigkeit. Vielmehr hätten Marx und Bedford-Strohm auch unterschiedliche Positionen vertreten, etwa bei der Diskussion um die „Ehe für alle“. Aber dies hätten sie stets in großem Respekt voreinander getan.

Barbara Just

epd

19. Dezember 2017 – Der Ökumenische Preis der Katholischen Akademie in Bayern wird seit 1995 für besonderes Engagement in der Ökumene verliehen. Preisträger waren bisher etwa der damalige Bundesaußenminister und heutige Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier (2016), der frühere bayerische evangelische Landesbischof Johannes Friedrich (2011) oder auch der Präsident des Päpstlichen Rates zur Einheit der Christen, Kardinal Walter Kasper (2007).

pro – Christliches Medienmagazin

13. Dezember 2017 – In der Rückschau erkenne ich als Laie keine Annäherung

in den fundamentalen Unterschieden der beiden Kirchen in ihren jeweiligen Glaubenswahrheiten. Wofür genau erhalten dann die beiden Kirchenführer einen Ökumene-Preis? Wird er verliehen für konkrete Fortschritte, die es aus meiner Sicht nicht gab?

Norbert Schäfer

Badische Zeitung

27. Dezember 2017 – Das Fazit der Ökumene für dieses Jahr kann nicht ausblenden, dass es gegen diese Manifestation des Gemeinsamen auch Widerstand gibt. Protestanten beargwöhnen, dass sich Heinrich Bedford-Strohm, der EKD-Ratsvorsitzende, und Kardinal Reinhard Marx als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz demonstrativ mitbrüderlich schätzen. Dass sie 2017 Israel gemeinsam besuchten, beide den Ökumenepreis der Katholischen Akademie in Bayern erhielten und beim Festakt in München gar als „Glücksfall für das Miteinander der Kirchen“ geadelt wurden, geht manchen offenbar entschieden zu weit. Zumal Bedford-Strohm den – von Luther noch als Antichrist verteilten – Papst 2017 gleich mehrfach traf und die Vatikanpost eine Luther-Briefmarke herausgab.

Gerhard Kiefer